



Die Brücke.

Roman von WILH. SCHARLAU.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Falsch trat Egon zu der Schwester heran, ging neben ihr weiter und begann ohne Umschweife:

„Ganns, weshalb ist Althof so bald abgereist?“

„Hat er es Dir nicht verraten?“ lautete ihre Gegenfrage.

„Wozu verstecken spielen?“ rief er in ziemlich heftigem Tone. „Du kennst den Grund ganz genau; weshalb ist er abgereist?“

„Weshalb? — Verzeihe, lieber Egon. Wenn Papa eine berattige Frage an mich stellte, könnte ich mich auf eine Beantwortung einlassen, bei Dir nicht. Uebrigens hat Herr von Althof, von dem, was er Deinen deutlichen Worten nach vorhatte nichts verlauten lassen, kein Wort. Du scheinst aber anzunehmen, ich hätte ihn abgewiesen.“

„Wäre das nicht geschehen, hätte er nicht so schnell den Rückweg angetreten. Es ist zwischen Euch zum völligen Bruch gekommen.“

„Falsch, Egon. Zum Bruch kann es nur da kommen, wo vorher ein Zusammenhang war.“

„Spitzfindigkeiten. Komm übrigens für einen Augenblick in das Teehaus, es beginnt zu regnen.“

Die Geschwister betraten das kleine Haus, dessen Tür weit offenstand. Die ganze Mitte des Gebäudes wurde durch einen mittelgroßen Raum eingenommen, dessen einfache Einrichtung in verschiedenen Gartenmöbeln bestand. Nach rechts und links bot sich ein Blick an die anschließenden Treib- und Gewächshäuser.

Sie setzten sich aber nicht. Ganns blieb an der Tür stehen, während Egon auf der dicken Kotosmatte, welche den steinernen Fußboden bedeckte, hin- und herging.

„Eines so tüchtigen und liebenswürdigen Offiziers Bewerbung weist man nicht mit drei Worten von der Hand. Du hast das aber entschieden getan. Entschuldige, aber ich finde dies Benehmen nicht gerade angemessen. Nicht gegen ihn, nicht gegen mich, auch nicht gegen Papa und unsere Familie.“

Ganns wurde flammend rot, wie er trotz des Dämmerlichts wohl bemerkte. Aus ihren Augen schoß ein heller Blick, aber sie mäsigte sich.

„Ich könnte Dich jetzt einfach stehen lassen, als eine deutliche Antwort. Du würdest sie ja wohl

verstehen. Aber ich will nicht unhöflich sein. Was ich tat, war mein Recht.“

„Bis zu einem gewissen Grade. Du weißt, Papa ist alt, seine Gesundheit ist durchaus nicht fest, der Arzt hat erklärt, wir müßten auf ein plötz-

Sie wendete ihm langsam den Kopf zu und betrachtete ihn verwundert.

„Er macht sicher gute Karriere, ist gut angeschrieben, ein eleganter Mann, und — Ganns, ich glaube, Du bist jetzt schon vierundzwanzig.“

Sie lachte belustigt auf. Jetzt wurde die Sache für sie komisch.

Das ärgerte ihn und er fragte scharf: „Willst Du etwa eine alte Jungfer werden?“

„Weshalb nicht?“ antwortete sie, immer noch leise lachend. „Ich kann mir das gar nicht unangenehm vorstellen.“

„Unfinn! Oder willst Du gar Deine paar arnseltigen Kenntnisse und den Doktor ausmünzen? Unterricht erteilen und Dich für ein paar Groschen mit fremden Nagen herumärgern?“

„Vielleicht, wer kann das wissen? Ein Angebot habe ich schon bekommen, aus Karlsruhe. Weshalb sollte ich das nicht annehmen?“

Er strarrte sie an, wie eine geistig Verwirrte.

Seine Schwester, so eine Schulmeistermannschel, das war denn doch außer allem Spas.

„Selbst im Scherz mache nicht solche Redensarten.“ sagte er, heftig. „Ein Fräulein von Ungen verdient sich ihr Brot nicht selbst.“

„Es wäre traurig um uns bestellt, wenn alle Menschen nicht täten, die es nicht nötig haben, sich ihr Brot selbst zu verdienen. So oder so, mein Lieber. Dauernd zu faulenzgen fehlt mir jede Veranlassung.“

„Du sollst eben heiraten!“

„Habe ich das denn abgeschworen?“ Auf einmal kam Egon ein Gedanke.

Sie war lange von Haus fort; wenn sie während dieser Zeit einen Mann kennen lernte, der ihr Interesse einflößte?

„Wie muß denn der aussehen, Ganns?“

Weshalb sah sie plötzlich im Geist den Mann von der Eisenbahn vor sich stehen, wie er sich in Magdeburg verabschiedete? Sie wurde rot und ärgerlich über sich und den Bruder, sie stampfte heftig mit dem Fuß auf die Erde.

Der Bruder bemerkte das wohl, ein unangenehmes Gefühl stieg in ihm auf. Dem war so, wie er plötzlich vermutete. Jrgend ein Mann, irgend wer.

Egon besaß nichts von den liberal angehauchten Ideen des Vaters. Im Gegenteil, er war schroff, sehr schroff. Bis jetzt war ihm diese Ausspannungsweise auch noch nie unbequem geworden, und junge



Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin,

welche in der Nähe des Zoologischen Gartens liegt, wurde im Jahre 1891 bis 1895 von Schwechten erbaut. Mit dem 113 m hohen Hauptturm ist sie das höchste Bauwerk von Groß-Berlin. Ganz in spätromanischem Stil aus rheinischem Luffstein, übt sie eine vortreffliche Gesamtwirkung. Der Kirche gegenüber liegt das ebenfalls von Schwechten gebaute romanische Haus.

liches Ende gefaßt sein, welches über kurz oder lang eintreten kann.“

„Gider weiß ich das so gut, wie Du.“

„Ich meine, Du hast unter solchen Verhältnissen durchaus keine Veranlassung, lange zu zögern. Wenn ein Mann wie Althof sich um Deine Hand bewirbt, so — oder — willst Du etwa noch mehr?“

Diffiziere denken ja immer schroff. Sie teilen eben diese Eigenschaft mit anderen jungen Sterblichen.

Er trat hart an die Schwester heran und sagte halb väterlich wohlwollend, halb scharf zurechtweisend: „Hans, ich bitte Dich dringend, verplempere Dich nicht!“

Er ging zur Tür hinaus und rief noch in der Tür:

„Ich will Dir einen Schirm senden.“

Sie wollte ihm nachrufen, aber das Wort blieb ihr in der Kehle stecken.

Hans verplempere Dich nicht!

Und das magte er ihr zu sagen.

4. Kapitel.

Dertel saß in seinem Zimmer und schrieb.

Eigentlich stimmt das nicht; er saß und wollte schreiben.

Vor ihm lag verlockend ein Bogen weißes Papier, blau liniert, mit fünfundzwanzig Linien auf der Seite, wie er es haben mußte. Der Schreibtisch stand so vor dem Fenster, daß er hinaussehen konnte, vielmehr hätte hinaussehen können, denn die unteren Scheiben waren durch weiße Vorhänge undurchsichtig gemacht. Diese Stille herrschte im Zimmer, welches nach dem Garten hinaus lag; bis hierher drang der Friedenauer Straßenlärm nicht.

Dertel aber starrte auf das schöne weiße Papier und konnte nicht schreiben.

Er sprang auf, warf die Feder unmutig auf den Tisch und trat zum Fenster. Lange blickte er in den Garten, aber die guten Gedanken wollten nicht kommen, denn Dertel ärgerte sich.

War es denn nicht eine furchtbare Dummheit, immerfort an ein fremdes Mädchen zu denken, an eine flüchtige Bekanntschaft? Das sich seiner wahrscheinlich überhaupt nicht mehr entsann, und tat sie es, dann doch nur, weil er ihr eine langweilige Stunde weniger langweilig erscheinen ließ. Es war zu dumm.

Und noch dazu eine von der modernen, studierten Sorte. Freilich, im Gespräch merkte man es ihr nicht an. Sie prognie nicht mit Wissen, war natürlich und einfach, und doch — Zu dumm, dies Versprechen, ihr sein neues Buch zu senden.

Er wollte, er hätte es nicht gegeben.

Denn dies neue Buch gefiel ihm auf einmal gar nicht.

Vier Novellen, von denen seine Freunde sagten, jede sei in ihrer Art ein Kabinettstück.

Früher glaubte er das auch, aber jetzt, wo der Band gedruckt vor ihm lag, kamen die Zweifel.

Namentlich die zweite Novelle. Die Heldin war eine Geistesverwandte der Ceba Gurrit, auch sie beging im entscheidenden Augenblick den Fehler, femininer zu sein als die Frau.

Unim, das ist kein Fehler, und nur dieser weibliche Doktor hat mir einen Floh ins Ohr gesetzt.

Es ist ja lächerlich, daß ich auf einmal von einer wildfremden Person derartig beeinflusst werde.

Er wollte heute noch mit ein paar höflichen, kühlen Worten sein Versprechen einlösen, dann würde er nicht mehr an sie denken.

Wie er so dastand, öffnete sich leise die Tür, Marga steckte ihren Blondkopf in das Zimmer und fragte:

„Ich hörte Dich herumgehen, Hans. Soll ich Dir ein Frühstück hereinbringen oder wollen wir zusammen?“

„Komme schon, Kleine,“ erwiderte er, halb lachend, halb ärgerlich, während er auf sie zuging. „Es will wieder einmal nicht gehen. Ist das nicht lächerlich?“

„Wieder die von der Eisenbahn?“ fragte sie.

Er nickte.

„Ich werde mir aber gleich nachher dies Phantom von der Seele wägen. Das ganze Skizzenbuch will abgearbeitet werden, am Weihnachtstroman fehlt auch noch ein gut Stück. Ich habe vorhin erst wieder einen Brandbrief bekommen.“

„Laß doch das Skizzenbuch!“

„Du hast gut reden, Maus; aber ich kann mir unmöglich die Freundschaft verderben! Jetzt wollen

sie alle eine Kleinigkeit von mir haben, einen Willkommensgruß nach der Mutter.“

Sie sahen am Frühstückstisch in dem kleinen Esszimmer sich gegenüber. Marga machte dem Bruder die beiden belegten Butterbröte zurecht, die er um diese Zeit zu nehmen pflegte, goß ihm ein Glas Portwein ein, und langte dann selbst tapfer zu. Durchaus nicht wie ein Vogel. Sie war in dieser Hinsicht eine ganz materielle kleine Person.

„Höre einmal, Hans,“ meinte sie dazwischen.

„Du solltest mir ein paar Stunden in die Maschine diktieren. Das flücht ordentlich, ist auch für Dich nicht besonders anstrengend. Denn im Grunde ist der Roman doch wohl fertig. Und nach dem Essen fahren wir nach Schlachtensee, wir waren lange nicht dort.“

„Um!“ brummte er, während sie ihn fragend anblickte.

Er antwortete aber nicht, beschäftigte sich vielmehr eifrig mit seinem einsamen Frühstück.

Marga fragte nicht weiter. Während des halben Jahres, welches sie jetzt schon zusammenlebten, lernte sie ihn hinreichend genau kennen, um zu wissen, er wollte nicht gefragt sein. Ebenso genau aber bemerkte sie, daß sie auch ohne zu fragen alles erfuhr, was den Bruder anging oder interessierte. Wenigstens alles Persönliche.

So mußte sie denn auch vierundzwanzig Stunden nach seiner Heimkehr, daß die Fremde es ihm angetan hatte.

Setzte er sich vor einigen Wochen hin an den Schreibtisch, so flog die Feder über das Papier immer zu langsam, denn die Gedanken strömten ihm förmlich zu. Jetzt aber saß er da und starrte vor sich hin, genau wie in diesem Augenblick.

„Du, Hans,“ fragte das Mädchen plötzlich, aber so ruhig, als sei es eine völlig gleichgültige Sache, um die es sich handle, „bist Du in das Mädchen verliebt?“

Dertel zuckte zusammen und errötete. Hatte er sich doch selbst auf diesem Gedanken ertappt; freilich denselben mit einer gewissen Erhabenheit, um nicht zu sagen sittlichen Entrüstung zurückgewiesen.

„Sei nicht naseweis, Mädel,“ erwiderte er halb lachend, halb ärgerlich. „Was versteht Du von Liebe.“

„Erlaube gütigst, ich verstehe sehr viel davon.“

„Nanu?“

„Ja wohl, ich war ganz furchtbar in Fräulein Krüger verliebt, unsere Zeichenlehrerin. Du kennst sie ja auch. Nicht wahr, ist sie entzückend?“

„Ein bißchen alt,“ meinte er trocken. „Sie wird aus dem Schneider sein.“

„Das ist nicht wahr, außerdem hat die Liebe mit dem Alter gar nichts zu tun. Da konnte ich auch gar nicht arbeiten. Erst als ich wußte, sie hätte mich auch sehr gern, konnte ich wieder fleißig sein.“

Dertel lachte, wenn es auch etwas gezwungen klang. Gegen seine Gewohnheit hielt er ihr das Weinglas noch einmal hin, es füllten zu lassen.

„Nein, Maus, verliebt bin ich nicht, wirklich nicht. Das wäre wirklich eine furchtbare Dummheit, ja! möchte man sagen, ein nationales Unglück. Sieh mich doch nicht so zweifelnd an. Es ist ganz etwas anderes, was mich immer wieder an die Fremde denken läßt.“

Marga schwieg. Wollte sie mehr erfahren, durfte sie keine Frage stellen, und mehr erfahren wollte sie, denn alles, was Hans betraf, ging auch sie an. Er mußte selbst kommen.

Die Zwanzigjährige kannte ihre Taktik im Verkehr mit dem leicht verletzten, nicht immer unsicher zu behandelnden Bruder genau. Und die Taktik bewährte sich stets.

Zwei Jahre hindurch befand sich Marga in einer ausgezeichneten Pension in Potsdam. Ihr ging es nicht schlecht, alle Menschen hatten sie gern, nicht nur Fräulein Krüger, und sie führte ahnungslos ein behagliches Dasein, während Hans wie ein Pferd arbeitete, sich die Finger lahm schrieb, als Intendant literarische Sandblaugendienste leistete. Er darbot sich das Geld ab, um der blonden Schwester ein behagliches Dasein zu ermöglichen.

Das Versprechen für Marga zu sorgen und sie zu hüten, welches er der sterbenden Mutter gab, war ihm heilig.

Erst als Hans einigermassen fest im Sattel saß, erfuhr Marga zufällig, was er jahrelang für sie tat.

Allmorgentlich kam er nach Potsdam, sie für eine Stunde zu besuchen, einen Spaziergang mit ihr zu machen, sich Kraft und Trost für die kommende schwere Woche zu holen. Zuweilen hatte er nicht Geld genug, die Bahnfahrt zu zahlen, dann lief er hinüber. Sie durfte nicht vergeblich auf ihn warten.

Als sie durch einen Zufall, durch dritte, von seiner Opferfreudigkeit, seinem Opfermut hörte, erfuhr was er für sie tat, war sie ganz überwältigt. Er selbst hätte niemals auch nur einen Ton darüber verlaublichen lassen.

Immer schon war das Band zwischen den Geschwistern stark, jetzt aber wurde es zu einer Kette, die sie unauflöslich verband.

Als dann Hans den ersten großen Erfolg hatte, als Mangel und Entbehrung von ihm endgültig den Rücken wendeten, duldete es sie nicht länger in der Pension.

„Ich bin ein dummes Mädel,“ erklärte sie mit Entschiedenheit, aber ich werde einen Haushalt führen können. Jetzt sollst Du es so bequem und behaglich bekommen, wie ich es einzurichten imstande bin.“

Das kleine Heim in Friedenau zeigte, daß und wie Marga Wort hielt. In den ersten Wochen ging es natürlich nicht glatt. Mancherlei Reibungen entstanden, vergingen aber auch.

Nur eines ertrug der Bruder auch später nicht. Niemand durfte sie sich ungefragt in seine persönlichen Angelegenheiten einmischen. In seine schriftstellerische Tätigkeit aber gewährte er ihr überhaupt keinen Einblick.

Wenn er etwas wollte, sagte er es, und sie war zuweilen verblüfft über die Offenheit seiner Fragen und Bekenntnisse.

Es fiel ihr auch garnicht ein, zu fragen, was sie wissen wollte, erfuhr sie doch.

Sie saß einfach da, den Blondkopf in die kleine, feste Hand gestützt und sah ihn groß an. Ueber das seine Gesicht mit dem federn Näschen huschte dann wohl der Edelstein, wenn sie dachte, der gute, große dumme Bruder sagte und täte ja doch alles, was sie wollte, — aber sie war mädchenstill.

In seinen Arbeiten nahm sie nur einen mechanischen Anteil. Anfangs kam natürlich vormittags eine Dame, welche sich den hohlen Titel Stenotypistin belegte. Klappern konnte besagte Dame wohl auf der schönen neuen Schreibmaschine, — klappern gehörte nun einmal zu ihrem Handwerk, — aber sie machte so entsetzlich viele Fehler, daß Hans sie wutentbrannt hinauswarf.

Was nun?

Da setzte sich Marga an den Klappertasten und sah ihn erwartungsvoll an, ohne ein Wort zu sagen.

„Kannst Du es denn, Kleine?“

„Gewiß, — nur nicht das, Fehler machen.“

Nun schrieb sie für ihn ab oder er diktirte ihr in die Maschine. Niemals aber sprach er mit ihr eingehend über das, was sie schrieb. Er war nun einmal so, dachte sie.

Weshalb aber schrieb er jetzt nicht, oder nur so wenig, daß die Maschine garnicht zum Klappern kommen konnte?

„Das ist es nicht, Marga. Ich bin nicht verliebt, wirklich nicht. — Sie hat mir einen Zweifel eingeimpft. Einen Zweifel, ob das, was ich schrieb, auch richtig und logisch ist.“

„Versteht Du, Marga? Du tust ja, als hörtest Du garnicht.“

„Natürlich höre ich zu, aber — ich begreife nicht.“

„Was denn nicht?“

„Wie kann eine Fremde Zweifel über Dein Können in Dir erregen, da Du Dich nur zwei Stunden mit ihr unterhalten hast? Was versteht sie denn davon?“

„Ich muß die Kritik eines jeden Menschen mir gefallen lassen.“

„Wie sagt Dein Freund Hoben? — Pfeif auf die Bande.“
„Bande — Bande — Was das wieder für ein Ausdruck ist! Ich kann sie jedenfalls nicht zur Bande rechnen.“

„Die Bande kommt nur von Deinem Umgang her. — Nun, mir ist schon ein Stein vom Herzen, daß Du nicht in sie verliert bist. Zweifel können jedenfalls leichter behoben werden. Hast Du ihr das Buch schon geschickt?“

„Nein!“
„Ich bin ja nur ein Mädel und Zweifel sind mir bis jetzt noch nicht gekommen. Aber — Du — Hans, soll ich Dir einmal einen Rat geben?“

„Du? — Ja, was rätst Du mir denn, Maus?“
„Schick' ihr das Buch, schreib' einen hochachtungsvoll ergebenen Brief dazu, und komme nach Tisch mit nach Schlachtensee. Heut ist ein schöner Herbsttag, wir wollen einen Riesenhimmel durch den Gruemal machen. Willst Du?“

„Neht so, hochachtungsvoll und ergebenst,“ rief er und sprang auf. „Hans Dertel an Fräulein Doktor Hanna von Lingen. Schließlich kann sie es auch garnicht beurteilen.“

Der Stuhl, auf welchem er gesessen, flog von der heftigen Bewegung fast um. Nach verließ Dertel das Wohnzimmer. Er schrieb an Fräulein von Lingen:

„Mein gnädiges Fräulein!

Wenn ich die Erlaubnis, Ihnen ein Exemplar meiner Novellen senden zu dürfen, dahin erweitere, dem Buch einige Zeilen hinzuzufügen, so verfolge ich mit diesem Tun einen sehr selbstlichen Zweck. Seit ich wieder daheim bin, denke ich oft an Ihr Urteil über Ebba Gurrit und ich kann darüber nicht zur Ruhe kommen.

Haben Sie recht mit Ihrer abschneidenden Kritik? Oder bleibt meine Charakterisierung die richtige?

Das ist die Frage, welche ich stets von neuem aufwerfe.

Spiegelt sich in der Tat das Weib so nur in meinem Gehirn wieder, oder überschätzen Sie Art und Kraft der Frau! Schreckt die Frau nicht schließlich vor dem äußersten stets insulktiv zurück, früher und leichter, als der Mann, welcher oft genug aus starrem Eigensinn, um seiner Manneswürde nichts zu vergeben, vor den Konsequenzen einer sogenannten, mit Recht sogenannten männlichen Handlungsweise nicht Halt machen wird?

Sie meinen, Ebba Gurrit hätte sich dem immer noch geliebten Manne, dem sie liebt ihn trotz aller Vorurteile, nicht unterwerfen dürfen, sondern sich von ihm trennen müssen. Ich finde kein Motiv dafür, mußte diese Starrheit für kindischen Trotz halten und könnte den Gatten nur glücklich schätzen, sie los zu sein.

Meine Ansicht.

Wenn Sie die zweite Novelle „Im Schatten“, lesen sollten, wird Ihnen eine Ähnlichkeit der Maria mit Ebba nicht entgehen. Und ich höre Sie im Geiste sagen, ich bin anderer Ansicht.

Aber weshalb denn?

Auch das modernste Weib ist und bleibt immer Frau, in deren Charakter das Weiche die Oberhand hat oder doch stets wieder bekommt. Ausnahmen können die Regel nur bestätigen und Ausnahmen habe ich in beiden Fällen nicht schildern wollen. Solch' Bild wird nur zu leicht ein verzerrtes.

Sie sehen, gnädiges Fräulein, daß ich trotz meiner Zweifel schließlich doch meiner Ansicht trenn bleibe. Die Liebe ist eben im Leben jeder Frau viel entscheidender und ausschlaggebender als in dem des Mannes. Sie wird es, wenn sie überhaupt vorhanden ist, stets verhindern, daß die Frau aus den ihr von Natur und Sitte gezogenen Schranken heraustritt.

Das mag nach Lehrstuhl klingen, ist aber meine Ueberzeugung.

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich ihre Gebuld länger in Anspruch nahm, als mir zu-

kommen dürfte. Die Erinnerung an einige mir sehr interessante Stunden gab mir den Mut dazu. Mit ausgezeichneter Hochachtung

Hans Dertel.“

In das Buch aber schrieb er:

Die Liebe ist der Anziehungspunkt im Leben der Frau. Sie ist stärker als Ehrgeiz, sie überwindet die Selbstsucht.

Als die Zeilen dastanden, sagte er sich, einer vierundzwanzigjährigen, klugen und denkenden Frau hätte er das nicht schreiben dürfen. Aber nun gerade, dachte er. Vielleicht ist ihr eine solche kleine Lehre ganz dienlich.

Nach Tisch machten die Geschwister die von Marga vorgeschlagene Partie nach Schlachtensee. Hans war so vergnügt, wie noch nie seit seiner Rückkehr, am Abend aber hatte Marga Gelegenheit genug, seine Ausdauer im Diskutieren zu bewundern und die ihrige im Maschinenschreiben zu beweisen.

Dertel war wie umgewandelt, es schien, als wäre ihm ein Stein von der Seele gefallen. Wenn die Fremde nicht überaus unhöflich war, mußte sie antworten. Viel brauchte es nicht zu sein, nur wenige Zeilen. Wenn sie überhaupt an ihn schrieb, mußte sie auch an ihn denken, und diese Vorstellung übte einen gewissermaßen berausenden Einfluß auf ihn aus.

Er berechnete, wann das kleine Paket in Fräulein von Lingen's Hand sein mußte. Dann gab er ihr einen Tag zum Lesen, einen zweiten für die Antwort. Doch nein, auf so prompte Erledigung von Korrespondenz dürfte er wohl bei einer Dame nicht rechnen. Einen Tag, rechnete er, gebrauchte ihr Brief, hierher zu gelangen; nun wartete er auf Antwort.

Er wartete ungeduldig, denn er meinte, sie sei so wohl erzogen, daß sie eine einfache Höflichkeitspflicht nicht auf die lange Bank schieben werde. Und richtige Zeit war sehr bald.

Aber es vergingen zwei Tage, drei Tage, aber kein Brief kam.

Hans Dertel wurde ungeduldig, die Lust und die Fähigkeit zur Arbeit schwand abermals mehr und mehr. Bald grübelte er, bald war er ausgelassen lustig, dann wurde er gegen Marga heftig.

Schließlich lief er aus dem Haus. Die Schwester durchschaute ihn. Und er ist doch verliebt in die Fremde, dachte sie. Ich war gerade so, als ich in Fräulein Krüger verliebt war.

Der arme Hans. Sie sollte doch ein Einsehen haben und ein paar Zeilen an ihn schreiben. Guten Geschmack würde es nebenbei doch auch bezeugen, wenn sie Interesse für ihn an dem Tag legte.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollen.

Goethe.

Bergkönigs Töchter.

Roman von A. Linden.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als Karl, ausgerüstet mit neuen Kleidern und einem Tornister, der seine Habseligkeiten barg, allein auf dem vom Dorfe zur Bahnstation führenden Weg einherschritt. Fräulein Merz hatte seine Ankunft dem Direktor der Schule, zu welchem er in Pension kam, gemeldet. Die Großmutter hatte ihn begleiten wollen, war jedoch durch Krankheit abgehalten und so mußte der Knabe allein gehen, da er ja sonst niemanden hatte, der sich um ihn kümmerte. Aber doch, eine dachte an ihn. Dora stand in der Haustür und wartete auf sein Vorüberkommen. Karl war abends vorher dagewesen, um Abieu zu sagen, jetzt wollte sie noch ein Stückchen mit ihm gehen.

„Gestern war ich auch auf Haus „Bergfriede.““ erzählte Karl. „da ist's fein, ich sag' Dir, so was Schönes hab' ich mein Lebtag noch nit gesehen wie da in den Zimmern.“

Doras Gesicht nahm wieder jenen finsternen, feindseligen Ausdruck an, als sie nun erwiderte: „Ja, die können's wohl fein haben, die! — Und mein Vater muß im Gefängnis sitzen! Hast Du denn auch mit Frau Notland gesprochen?“ fragte sie.

„Nein, Fräulein Merz sagte, sie läg noch zu Bett und set sehr krank; ich sollt recht fleißig sein, sie würde sich freuen, bald zu hören, wie es mir auf der Schule ginge. Aber die Gertrud hab' ich gesehen und auch mit ihr gesprochen. Sie sieht so blaß aus und ist sehr traurig um ihren Vater; zu mir war sie gar nicht stolz, sie hat mir die Hand gegeben, als ich ihr Abieu gesagt hab', und mich so freundlich und lieb dabei angesehen, als wenn sie ein ander Kind aus dem Dorf und nit so ein vornehmes wär.“

Dora schwieg; sie hatte ein troziges Wort auf den Lippen, doch sprach sie es nicht aus, als sie in seine ehrlichen Augen sah.

Unter den drei alten Eichen, die auf der Höhe ein Steinkreuz beschatteten, blieben sie stehen.

„So, Dora, jetzt geh heim, sonst wartet Deine Mutter auf Dich,“ sagte der Knabe, und das Mädchen nickte.

„Siehst Du,“ fuhr er fort, „wir wollen auch viel aneinander denken und immer uns gut und freu sein.“

„Ja, wie Bruder und Schwester!“ bestätigte sie. „Du hast ja sonst auch keinen auf der Welt als die Großmutter. — Aber sag, was ist das denn, was ich raten soll?“

„Das kann ich Dir jetzt nicht sagen, Dora! Du würdest mich doch anlachen; es ist auch noch so tief und still und verborgen in mir, aber wenn ich's laut sprechen tät', käm' es mir auch spaßig vor. Jetzt behüt' Dich Gott.“

Sie hatten sich die Hände gereicht und beiden standen die Tränen in den Augen.

„Dich auch, Dich auch, Karl!“ schluchte Dora. Lange stand sie noch am Steinkreuz unter den entblätterten Bäumen und sah ihm nach, bis er fern im wallenden Herbstnebel verschwand. Dann wandte sie sich langsam um. Die ersten Sonnenstrahlen durchdrangen das weiße Gewoge. Dora schaute hinab in den rechts liegenden Talgrund; den Boden dort hatte einst ihr Vater erworben und ihn trotz aller Bedrängnis nicht verkaufen mögen. Zwar eignete er sich nicht zur Bbauung, nur das Gras und der üppige Pflanzenwuchs an einigen besonderen Stellen lieferten Futterertrag für die Ziegen. Die hatte Dora manchmal hüten müssen hier in der stillen Berg-einsamkeit, und dann kamen ihr all die Sagen und Geschichten ins Gedächtnis, welche das Volk von diesem Ort erzählte. Ein großer Schatz sollte hier in der Tiefe vergraben sein. Der Vater hatte dagegen behauptet, es dehne sich eine mächtige Erzader tief unten im Gestein. Darum hatte er das Heide-land hier herum früher angekauft und zu hohen verpachtet; doch fehlten ihm hierzu bald die Mittel und deshalb auch war er an jenem verhängnisvollen Nachmittage zu Notland gegangen, um ihn, den früheren Freund und Kameraden zu bitten, er möge ihm das nötige Geld leihen. Ein kleiner Teil seines Besitzes war inzwischen schon in Ringelmeyers Hände übergegangen. Man nannte auch ihn spottweise den „Bergkönig“, weil er früher einst ge-äußert, daß er noch Herr werden würde über die Schätze und Reichthümer dieses Berges. Dora seufzte auf als sie sinneend heimging. Ach, wer die Macht hätte, den verfunkenen Schatz zu heben und mit ihm Glück und Herrlichkeit zu gewinnen!

Barns wurde in der stattfindenden Verhandlung wegen ungenügender Beweise freigesprochen, nachdem Herr Ringelmeyer und selbst Herr Hartmühl die Aeußerungen der Kinder über den schon früher gehörten Schatz und die anderen Umstände, die für die Unschuld des Mannes sprachen, an geeigneter Stelle kund gegeben.

So kehrte denn Barns zurück aus dem Gefängnis, um wieder frei, doch innerlich gebrochen, wie erdrückt

von der Last der schweren Beschuldigung, die in den Augen der Welt doch noch immer nicht von ihm genommen war. Noch viel stiller und verschlossener als vordem ging er umher. Herr Ringelmeyer hatte ihm eine leichte Anstellung in seinem Geschäft geben wollen, doch sah er bald ein, daß Barns durch das Erlittene auch körperlich angegriffen, nicht fähig war, den Posten zu übernehmen. Fast Tag für Tag wanderte er hinaus nach dem Johannistal, untersuchte hier und dort das Gestein, warf Schürgräben auf und bedeckte sie wieder und sah stundenlang auf einem Baumstumpf oder Felsblock, halblaute Selbstgespräche führend. „Der richtige Bergkönig ist tot und der andere ist verrückt geworden,“ erzählten sich die Dorflieder. Frau Barns, obgleich gebeugt und ergaunt, besorgte noch rüstig die Arbeit des Haushaltes, der sich verkleinert hatte, seit der alte, getreue Werbold nach kurzer Krankheit gestorben war. Dora erwarb allein den Unterhalt für die Jüngern durch ihre Tätigkeit bei Herrn Ringelmeyer, dessen Geschäft sich von Jahr zu Jahr ausdehnte. Zuerst hatte er sie zu Hilfe genommen bei den Schreibereien und Berechnungen, die er bisher allein, wenn auch in wenig kaufmännischer Weise besorgte, dann gab er ihr den Posten, den er erst für ihren Vater bestimmt hatte. Sie mußte die auf dem Lagerplatz verladenen Sachen notieren und darüber Buch führen. Der Buchhalter, den sich Herr Ringelmeyer bei dem Aufblühen seines Geschäftes nehmen mußte, hatte zuerst als eingeleiteter alter Junggeselle über die ihm zugewandte weibliche Stütze ärgerlich den Kopf geschüttelt und sehr despektierlich dies eine verrückte Idee genannt. Wie sich dann aber Dora als eine so gelehrige, pünktlich gewissenhafte und fleißige Schülerin erwies, veränderte er hoch und teuer, in bezug auf dies Mädchen nehme er alles zurück, was er jemals gegen die Frauen gesagt.

Der gute Herr Ringelmeyer fargte nicht mit der Bezahlung. „Für mein groß Geschäft hält ich noch sonst nen zweiten Kommiss anstellen müssen neben dem ersten, der die Buchführung und das Briefschreiben besorgt; den erspart mir das Mädel, und wenn ich sie auch orbentlich dafür lohne, ist's immer noch nicht so viel, wie ich sonst an Gehalt dafür ausgehen müßte,“ sagte er zu seiner Frau und diese stimmte ihm willig bei. Dora aber begte eine unbegrenzte dankbare Verehrung für das Ringelmeyerische Ehepaar, wenn ihr auch dessen Eigentümlichkeiten manchmal ziemlich späßig vorfielen. Besonders Frau Ringelmeyer war sie dankbar dafür, daß diese ihr Bücher lieb und ihren Wissensdurst, so viel sie vermochte, auf jede Weise zu befriedigen suchte. Wenn Dora die geistigen Erzeugnisse anderer damit verglich, kamen ihr zwar die eigenen poetischen Ergüsse die ihre Öbnerin ihr manchmal vorlas, sehr seltsam vor; doch wagte sie nicht, an diesen eine Kritik zu üben. Durch großen Fleiß suchte sie die ihr geleistete Wohlthat zu vergelten. So sah sie denn von morgens früh bis abends in der Bretterbude auf dem Lagerplatz und schrieb und rechnete, wie viel Wagen Kohlen, Bauholz, Zement und Ziegelfeine Herr Ringelmeyer ein- und verkaufte. Da blieb ihr nicht viel Zeit zum Träumen und Sinnen, doch konnte sie nicht die Bilder und Gestalten bannen, die leuchtend und farbenprächtigt vor ihr aufstiegen. Wenn ihr die Arbeit ein wenig Muße ließ, stützte sie wohl den Kopf in die Hand und über die aufgetürmten Balken und Tonnen flogen ihre Gedanken weit hinaus in ein fernes, fremdes, unbekanntes Wunderland.

Große Freude war es Dora immer, wenn ein Brief von Karl eintraf; er schien sich sehr gut in die neuen Verhältnisse zu finden und lernte mit solch eifernem Fleiß, daß er bald die anderen einholte. Frau Notland und Herr Hartmühl sorgten mit großer Treue für ihren gemeinsamen Schützling, besonders der letztere brachte dem begabten intelligenten Knaben immer mehr ein herzliches väterliches Wohlwollen entgegen. Er sorgte für alle Bedürfnisse, Karl mußte, wenn er in Ferien kam, bei ihm wohnen und war dann viel auf Bergfriede, wo auch Getrüb mit ihm gute Freundschaft schloß. Als er zum erstenmal in der Ferienzeit nach Hause kehrte, war die Großmutter inzwischen ge-

storben, desto enger schloß sich Karl an seine alten Freunde an.

So vergingen die Jahre; dann aber kam ein Tag, wo Dora nicht so unbefangen wie bisher mit dem Jugendfreunde verkehren konnte, der jetzt als schmüder Soldat auf Urlaub erschien.

Nun war's wieder Frühling geworden; Karl, der nach Beendigung seiner Militärdienst die Studien von neuem aufgenommen, kam wie alljährlich zu Besuch. Frau Barns klagte ihm, daß ihr Mann jetzt fast den ganzen Tag drüben im Johannistal sitze, weil er sich nun einmal eingebildet hätte, er müsse dort die Erzader finden, die sie alle reich und glücklich mache. Manchmal sei er zwar so schwach und voll Schmerzen, daß er nicht hingehen könne, heute aber sei er schon den ganzen Tag dort.

„Wollen wir ihn denn nicht zusammen aufsuchen in Johannistal, Dora?“ fragte Karl.

Sie wollte te gen ein und so wanderten sie gemeinsam hinaus die Halbe hinan und dann durch den Wald wieder hinab in das stille, einsame Heidental, denselben Weg, den sie als Kinder so oft zusammen gemacht. Rings um sie her knospender blühender Frühling, tiefblau der Himmel, grün die Heide, Lerchenlied und ferner Glockenklang in der sonnigen Luft, alles ringum so still, so leuchtend und hoffnungsfroh.

Ein tiefes, reiches Glücksgefühl erfüllte ihre jungen Herzen und doch legte sich eine süße Befangenheit über sie beide.

„Weißt Du noch, wie oft wir so zusammengegangen sind — zum letztenmal als Du mich begleitetest bei meinem Fortgehen, Dora?“ fragte Karl endlich. Sie nickte. „Damals war's Herbst, alles so öd und düster und nebelgrau um uns her, heut aber ist es so herrlich.“

„Ja, die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag, so heißt es in einem Liebe, das ich neulich singen hörte. Singst denn Du gar nicht mehr, Dora?“

„Ach? O doch, wenn ich mal für mich bin! Drüben auf dem Lagerplatz kann ich's wohl schwerlich, und zu Hause, da fehlt mir auch gar oft die Luft.“

Er sah sie an voll zärtlichen Mitleids. „Laß den Mut nicht sinken, Dora! Die Zukunft wird glücklicher sein für Dich!“

Karl hatte den Arm um ihre Schulter gelegt, sie schmiegte sich an ihn und so standen sie unter den knospenden Buchen und den duftenden Tannen, deren lichte Spitzen so hoffnungsfreudig leuchtgrün hervorschimmerten aus den dunklen Zweigen, von denen aufjubelnder Anseufz sie grüßte. Leuchtender Sonnenglanz überflutete das stille Tal zu ihren Füßen. Sie redeten beide nicht viel, aber was in ihrem Herzen war, das rauschte der Frühlingswind im Gehä, das sangen die Vögel, das kribbelte dufend und glühend die tausend Blüten der Heide. —

Dora pflückte einige von den kleinen weißen Sternblumen, und während sie dieselben mit den lichten Tannenzapfen zu einem Sträußchen band, begann sie nach ihrer alten Kinderart, erst leise summend, dann hell und fröhlich mit ihrer süßen, weichen Stimme zu singen:

„Nun öffnen die Blumen auf Feld und Au
Die Sternenaugen so licht und blau,
Nun schmücken sich schimmernd Busch und Baum.
Vergangen, verflunken der Wintertraum!
Vorüber das schwere, das dunkle Leid,
Gekommen die feste Morgenzeit.
Du leuchtender Lenz in Berg und Tal
Nun sei uns gepflückt viel tausendmal!
Es zieht mit dem goldenen Sonnenschein
Die Hoffnung aus neu in das Herz hinein,
Brecht grünes aus dunklen Reiften hervor,
Steigt jubelnd in Kerchntedern empor.“

„Was ist denn das für ein nettes Lied, was Du da singst, Dorchon? Woher hast Du's?“

Sie hob die Augen zu ihm auf. „Ich weiß nicht, Karl, die Worte kommen mir so von selbst ins Herz und in den Sinn. So war's ja auch, wenn ich früher mit Euch anderen hier oben sang.“

„Ja, ja, Du machst Dir damals die Lieder selbst, jetzt erinnere ich mich auch,“ bekräftigte er nachdenklich. „Sonst dächte ich, Deine Freundin, Frau Ringelmeyer, hätte Dich angestedt.“

„D nein, das ist in meinem eigenen Herzen! Siehst Du, Karl,“ fuhr sie, ein wenig errötend fort, „keinem Menschen sonst hab' ich davon gesprochen, Dir mein ich aber, müßt' ich's sagen, immer gehen mir so Berle und Nieder durch den Sinn und allerhand Geschichten und Märchen weiß ich, die ich nicht gelesen hab', und die auch noch kein anderer mir erzählt hat.“

Sie wandte sich schweigend ab, als wollte sie forschen, was er sage zu dem heimlichen Ort, von dem sie wohl fühlte, daß er eine Gottesgabe sei.

Aber Karl schüttelte den Kopf und entgegnete nur, halb scherzend, halb mißbilligend: „Du wirk's doch wohl nicht auch so machen wollen, wie manche von den vornehmen Frauen, die sich hinsetzen und Verse und Romane zusammenschreiben! Ich kenne keine von ihnen, aber ich kann mir doch denken, daß sie nicht im Stande sind, einen Mann mit so was glücklich zu machen. Zerbrich Dir künftig den Kopf nicht mehr mit Gedichten, Dora, und laß Dir von der überspannten Frau Ringelmeyer keine Flausen hinein legen.“

Sie wandte sich schweigend ab. Seine gutgemeinten Worte hatten ihr weh getan und es dächte ihr, es öffnete sich seitdem zwischen ihnen eine bisher ungeahnte Kluft. —

Fern am Horizont stieg langsam eine dunkle Wolke empor, und plötzlich erhob sich von dem Tannenbaum an ihrer Seite ein großer schwarzer Kade und flog krächzend mit lautem Flügelschlag über sie hinweg. Dora fuhr zusammen, es war, als habe er einen Schatten auf ihrem Gesicht zurückgelassen.

„Hast Du Dich erschrocken, Dora?“ fragte Karl besorgt.

„Ach? Ach, es ist bumm von mir, aber — es wird doch nichts Schlimmes kommen?“

„Sei nicht so abergläubisch, Kind! Ich versteh' dies nicht von Dir, Du bist doch sonst so gescheid,“ rief er lachend. „Immer hübsch vernünftig alles ansehen!“

„Karl, Karl! Größ Gott! Bist Du auch mal wieder da!“ hallte die Stimme von Doras Vater neben ihm. Er war, auf seinen Stod gestützt, unbemerkt herbeigekommen. Sie wandten sich um und der junge Mann erwiderte herzlich seinen Gruß.

„Wir wollten Euch auffuchen, Vater Barns.“

„Ja, ja, Kinder, das ist recht! Das war brav! Und daß Ihr Euch lieb habt, das ist auch schön und macht mir Freude,“ entgegnete er, und wirklich lag auf seinem Gesicht ein ihm sonst fremder, sonniger Ausbruch.

Dora wandte sich errötend ab, aber Karl sagte herzlich:

„Uns beiden aber noch mehr, Vater Barns!“ Als er Doras Verlegenheit bemerkte, fuhr er fragend fort: „Du suchst hier wohl noch immer nach Erzen und betreibst ganz allein für Dich das Schürfen?“ Barns nickte geheimnisvoll.

„Ich will Dir nächstens zeigen, was ich schon gemacht hab': mußt aber ganz allein kommen, denn keinem anderen Menschen mag ich's anvertrauen.“

Ueber die Heide, die sich oberhalb Bergfeldens weit auf dem Kamm des Gebirges breitete, stutete das helle Licht des Vollmonds, der groß und still aus den nachtdunklen Höhen herniederleuchtete. Es war ein heißer Spätsommertag gewesen, weiße Nebel walteten tief im Grunde über die wieder grüenden Wiesen; mitternächtlich still war's weit umher, nur der Nachtwind rauschte durch den Wald am Bergeshang, hier und dort ein welkes Blatt leise raschelnd mit sich führend. —

Ein schlanker junger Wanderer schritt dahin auf dem schmalen Fußwege, der eine Strecke weit über die Höhe hinführte und dann sich zum Dorfe hinabsenkte. Die Augen blickten aus dem regelmäßigen, von blondem Haupt und Barthaar umgebenen Gesicht träumerisch stierend in das mondbelegante Nebelgewoge, dann wieder auf den schwarzen Tannenwald, in dessen Tiefe es blickend aufleuchtete.

„Es muß ein Teich sein dort drüben im Grunde,“ murmelte er, und spähte dann wieder nach der anderseitigen Tiefe, die ihm wie ein schmaler Talkessel erschien. Plötzlich stuzte er, der träumerische Blick war aus seinen Augen verschwunden, lebhaft gespannt



schaute er hinüber nach der jenseitigen Halbe, wo sich langsam etwas Helles bewegte. Nun konnte der Fremde ganz deutlich es sehen, es war eine weibliche Gestalt, die dort im Talgrund hinabblitzte; ein junges Mädchen, wie es schien. Jetzt war sie so nahe, daß er ihr dem Vollmond zugewandtes Gesicht sehen konnte. Was und sein sah es aus und die Augen waren emporgeschlagen, als wollten sie dürstend das weiße Mondlicht trinken. Sie war barfuß, und, soviel er jetzt erkennen konnte, sehr ärmlich angezogen. Was sie in den vorgestreckten Händen hielt, konnte der Beobachtende nicht unterscheiden. Jetzt hatte sie den Talgrund erreicht und schritt langsam über die grasbewachsene Richtung, welche dort sich breitete.

„Sie sieht aus wie eine Comuambule oder eine Nachtwanderin, oder ist's etwa eine Wänschelrute, die sie trägt?“ dachte der junge Mann halb belustigt, halb neugierig. Er näherte sich ihr, so viel er's unbenimmt vermochte. Nun hatte sie eine Stelle in der Mitte des Tales erreicht, die, viel dunkler aussehend, sich durch besonders üppigen Pflanzenwuchs von ihrer Umgebung abhob. Hier blieb das Mädchen stehen, sie neigte sich und bemerzte etwas am Boden. Auf einmal ließ sie einen Schrei aus und sprang zurück. Dabei mußte sie wohl über einen Stein oder über eine Baumwurzel gestrauchelt sein, denn sie schwankte und suchte Halt an dem nebenstehenden Gesträuch. Von der Stelle hinweg aber sprang ein Tier, ein Häslein oder ein Kaninchen, das ihre Berührung wohl aus seiner Ruhe geschreckt.

„Vielleicht hat sie sich verletzt und ich kann ihr irgendwie helfen,“ dachte der junge Mann und schritt eilend den heidebewachsenen Abhang hinunter. Das Mädchen hatte, da seine Schritte auf dem weichen Boden unhörbar waren, sein Kommen nicht eher bemerkt, als bis er dicht vor ihr stand. Da sprang sie erschrocken auf und nun sah er im hellen Mondlicht, daß sie aus einer kleinen Wunde an der Hand blutete. Sie hatte sich wohl beim Fallen in dem Dornegesträuch geritzt. Wie sie so vor ihm stand, barfuß, in dem kurzen Röschchen und dem herabhängenden Haar, sah sie so kindlich aus, daß der Fremde um so weniger begreifen konnte, wie sie so mitten in der Nacht allein hier in die Bergwildnis gekommen.

„Was machst Du hier, Kind, bist Du verirrt und hast Dir weh getan beim Fallen?“ fragte er teilnehmend. Sie schaute ihn stumm an, schüttelte den Kopf und lief zurück ins Gebüsch.

Der junge Mann sah ihr verwundert nach. „Seltsam, ein richtiges Rätsel,“ murmelte er. Ueberdies ein feines, ungewöhnliches Gesicht, was man nicht so leicht vergißt. Wunderbars Augen hat die kleine Wilde, ich werd' sie sicher wiedererkennen, wenn sie mir einmal im Dorf begegnet.“ Sich nach der Stelle wendend, zu der sich das Mädchen vorhin geneigt, bemerkte er, daß zwischen dem hohen Gras und den Unkrautpflanzen, die außerordentlich dort wucherten, eine seltene Hollundernute, die jemand hier eingestekt, gleichsam als Wahrzeichen steil in die Höhe stand. Entweder war's ein Werkmal, welches das Mädchen für andere Späterkommende hier angebracht, oder das Zeichen hatte ihr selber gegolten. Jedenfalls war die ganze Sache recht geheimnisvoll. Nachgrübelnd schritt er weiter und merkte erst, daß seine Richtung eine falsche war und er den rechten Weg verloren hatte, als der Pfad, den er eingeschlagen, jetzt sich senkend, in einen Tannenwald führte. Doch mocht' er nicht zurückgeben, da er zwischen den sich lichternden Stämmen unweit eine Fahrstraße erblickte, die weißrandig im Mondlicht

ihm entgegenstimmerte. Sie mußte in westlicher Richtung seinem Ziele, dem Dorfe zuführen. So schlug er denn diese ein und setzte seinen Weg fort, im Stillen ärgerlich über die geheimnisvolle Begegnung. „Noch später wird's nun, ehe ich ankomme, und ich werde wohl schließlich, wenn drüben im Dorf Mann und Maus schon schläft, wie ein Ragabund bei Mutter Grün übernachten müssen! Und an dem allen ist das kleine, barsüßige Ding schuld!“ murmelte er. „Möchte aber doch wissen, was es mit ihrer Nachtwanderei auf sich hat.“ Plötzlich vernahm er ein Geräusch, es war wie das Rollen eines leichten Wagens, das gedämpft durch den Sand des Weges, anfangs unendlich aber immer näher kommend, sein Ohr erreichte. Der Fremde blieb stehen an der Stelle, wo der Fußsteig auf die Landstraße mündete und spähte nach jener Richtung. Wirklich, ein hübscher, offener Einspänner war's; hellaus blinkte das Geschirr des hint ausgehenden Rappen im Mondlicht. Zwei Damen waren die Insassen des von einem kleinen Kutscher mit treffensbestreiter Mühe gelenkten Wagens, der dieselbe Richtung, welche er einzuschlagen gedachte, nahm. Rasch entschlossen trat der junge Mann an den vor-

zubeben. Doch, „können selber suchen kommen, warum sind sie solche Gänse,“ sprach er vor sich hin. Aber dort, im Fahrgeleise blitzte und schimmerte etwas, als sei's ein Schmuckstück; wirklich, es war ein prachtvolles Armband. Er hob es auf und der matte Glanz echter Perlen leuchtete ihm aus der goldenen Einfassung entgegen. „Jedenfalls hat die streitsüchtige Amazone es verloren, als sie mir den ominösen Sack entgegenstreckte. So werd' ich denn doch so großartig sein müssen und feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln, wenn ich in Bergfeldern ein wenig bekannt bin und ihren Namen erfahren habe.“

Der Fremde schritt weiter auf dem Fahrwege in der Richtung, die der Wagen genommen, und das schmerzliche Unbehagen, welches er an verschiedenen Stellen seines Körpers empfand, überzeugte ihn, daß das sonderbare Wurfgeschloß als Verteidigungsmittel gar nicht so übel gewesen. Bald gelangte er an einen Kreuzweg. „Der dort ragende Weiser gab bereitwillig und stumm die gewünschte Auskunft, „Bergfeldern eine Viertelstunde“ las er deutlich im Mondlicht. Kurz darauf senkte sich der Weg, und nach einer kleinen Weile auf die heidebewachsene Berghalde gelangend, sah er zu seinen Füßen die schimmernden Dächer und den ragenden Kirchturm des Dorfes, welches nun halb erreicht war. Nächtliche Stille lag auf den geschlossenen Häusern und den schmalen, ungepflasterten, doch feinsten Straßen. Nur ein Kater spazierte maulend da links auf der schiefe sich neigenden Dachfirst; rechts schlug ein Hohlwind an beim Geräusch der Schritte und weiterhin fuhr ein kleiner, schwarzweißer Kötter bellend unter dem Torweg hervor. Der Fremde schaute sich um, nirgend war das Schild eines Wirtschaftes zu erblicken. Doch halt, die Tür des kleinen Hauses drüben öffnete sich, zwei Bergleute mit Grubenlampen, im Begriff zur späten Nachtschicht zu gehen, traten heraus. Er schritt auf sie zu und freundlich erwiderte der eine auf seine Frage, ob es hier kein Gasthaus gäbe: „Gewiß, hier neben, wo der Wachholderbusch über der Tür steht.“

Das bezeichnete kam dem Fremden sehr wenig einladend vor und der zweite Bergmann meinte: „Der Herr wird aber sicher lieber oben bei Hermitings logieren. Da ist's größer und vornehm, da kehren immer die fremden Herren ein, wenn sie aus der Stadt herkommen. Geh'n Sie nur die Straße ganz hinauf, das Schhaus links ist's.“

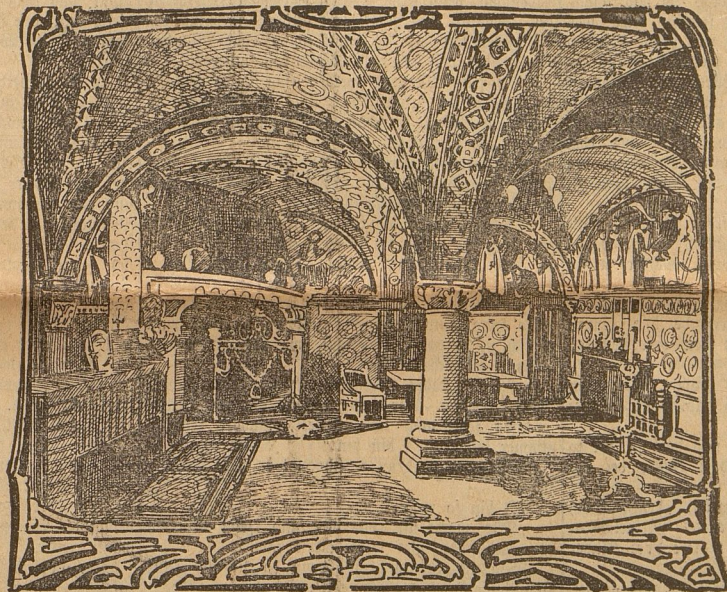
Der junge Mann folgte der Weisung und bald grüßte ihn einladend das Schild eines kleinen, aber freundlich aussehenden Hauses. Auch eine Schelle fand er neben der Tür und auf sein energisches Klingeln wurde es bald lebendig in dem sonst stillen, dunklen Hause. Ein Fenster öffnete sich und eine weibliche Stimme fragte nach seinem Begehre. Nach einer kleinen Weile Einlaß findend, ward er von der rotwangigen rundlichen Frau, die ihm öffnete, in die saubere Gaststube geführt. „Ein paar Minuten, dann wird ein Zimmer für Sie fertig sein“ sagte sie, die in der Eile vorgebundene Schürze zurechtziehend.

„Aber Frau Wirtin, ich hab' einen weiten Weg gemacht und gewaltigen Hunger; könnt' ich nicht vorher einen kleinen Imbiß und etwas zu trinken haben?“

„Gewiß, wenn Sie wünschen!“ erwiderte sie in ihrer freundlichen Behäbigkeit.

Bald brachte sie das Verlangte und verschwand eilig, indes er sich stärkte. (Fortsetzung folgt.)

Zum 700. Geburtsfeste der heiligen Elisabeth.



Die Kemenate der heiligen Elisabeth in der Wartburg.

(Text siehe Seite 231.)

überrollenden Wagen heran. Der Kutscher zog unschlüssig die Zügel an.

„Verzeihen Sie, führt dieser Weg nach Bergfeldern?“ wollte er fragen, die Damen aber stiegen schon bei seinen ersten Worten, die sie gar nicht verstanden zu haben schienen, einen lauten Schrei aus.

„Fort, fort, Joseph!“ schrie die eine, die andere erhob sich halb; ergriff einen dunklen Gegenstand und schleuderte denselben nach dem Frager. Die leichte seidene Umhüllung platzte, eine Menge dicker Nadeln, Nadelstiften und Schere flogen dem Verblüfften um den Kopf, der, nicht wissend wie ihm geschehen, dem davonausenden Wagen nachstarrte. Die sonderbaren Geschoße hatten ihn an Schulter und Brust getroffen; mit seinem Gesicht mußte wohl die Schere in unansehnliche Berührung gekommen sein, denn er fühlte auf seiner Wange eine kleine Schramme.

„Na, dies wird gut. Jedenfalls hat man mich für einen Wegelagerer gehalten. Die Erlebnisse dieser Nacht werden mir wohl denkwürdig bleiben,“ dachte er und blickte sich, nach seinem Hut zu suchen. Dort lag ein Häfelzeug, hier Nadelstiften und Schere; einen Augenblick fühlte er sich versucht, alles faulerlich auf-

immer die fremden Herren ein, wenn sie aus der Stadt herkommen. Geh'n Sie nur die Straße ganz hinauf, das Schhaus links ist's.“

Der junge Mann folgte der Weisung und bald grüßte ihn einladend das Schild eines kleinen, aber freundlich aussehenden Hauses. Auch eine Schelle fand er neben der Tür und auf sein energisches Klingeln wurde es bald lebendig in dem sonst stillen, dunklen Hause. Ein Fenster öffnete sich und eine weibliche Stimme fragte nach seinem Begehre. Nach einer kleinen Weile Einlaß findend, ward er von der rotwangigen rundlichen Frau, die ihm öffnete, in die saubere Gaststube geführt. „Ein paar Minuten, dann wird ein Zimmer für Sie fertig sein“ sagte sie, die in der Eile vorgebundene Schürze zurechtziehend.

„Aber Frau Wirtin, ich hab' einen weiten Weg gemacht und gewaltigen Hunger; könnt' ich nicht vorher einen kleinen Imbiß und etwas zu trinken haben?“

„Gewiß, wenn Sie wünschen!“ erwiderte sie in ihrer freundlichen Behäbigkeit.

Bald brachte sie das Verlangte und verschwand eilig, indes er sich stärkte. (Fortsetzung folgt.)

Niederhubers in der Sommerfrische.

Von M. Senle.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

2. Es wird was unternommen.

Heiter lachte die Sonne, heiter blickte das Antlitz des gestrengen Herrn Niederhuber. Endlich nach ein paar grauen Tagen wieder Sonnenschein und was für einer — feiner, der nur von Zeit zu Zeit sich blicken läßt, um dann, nachdem er trügerische Hoffnungen in den verschiedenen Bufen der verschiedenen Sommerfrischler erweckt, wieder hinter grauen Wolken sich zu verbergen, sondern wolkenloser Sonnenschein. Gleich dem Barometer stieg die Laune unseres Herrn Niederhuber, und sogleich wurden Pläne geschmiedet. „Was tun wir heut!“ fragte er beim Frühstück, nachdem er zu noch zwei Tassen Kaffee mit Hörnchen zwei Tassen Kakaos mit Buttersemmel und Honig verzehrt hatte; „heute muß was unternommen werden, hier bleib' ich nicht.“

„Aber Robert,“ meinte seine, wie man mit Recht sagte, bessere Hälfte, „was willst Du denn unternehmen? Es ist doch hier so wunderschön!“

„Natürlich, habt's es g'sehn, ich darf nur was wollen, so stoße ich auf Widerstand; ich lasse meine Manneswürde nicht so untergraben; ich hab' g'sagt, es wird etwas unternommen, folglich wird was unternommen, verstanden!“ Er war beim Sprechen aufgestanden, um seiner Rede mehr Nachdruck zu verleihen, wollte mit großer Würde und Nachdruck auf den Tisch aufspringen, und bums — liegt die Kakaotasse samt Inhalt auf der allerdings nicht mehr ganz frischen Kaffeedecke! Ein Schrei aus dem Munde der Hausfrau, einer aus demjenigen des Herrn und ein Unisono-Gehül der Kinder begleiten das freudige Ereignis.

„Was schreibt denn so?“ fragt Herr N. mit-entbraunt, „wegen dem bisl Tischstuch? Das wascht mer aus und legt's aufs Gras, nachher wird's sauberer wie vorher.“

Ohne ein Wort weiter verläßt er den Frühstückstisch, verschwindet in der Bauernstube und kommt nach einer halben Stunde mit den drei Altesten freudestrahlend zurück.

„G'schwind, Alte, richt' Dich g'samm, wir gehen zu Fuß nach'm Waldbach! und retour, alles darf mit!“

„Aber Robert, ich kann ja und darf ja nit so weit gehen, und die Amm und 's Buw, bei der Sig!“

„No,“ fährt er wütend herum, „denkst etwa, daß der Amm' die Milch sauer wird? Meinnetwegen bleibt's ös daheim, i' ges! und meine drei Kinder gehen mit.“

„Nachher gehn's halt mit,“ sagt sie, auch gereizt, „und meine zwei Kinder bleiben da,“ meint sie hohnlachend, auf Maxl und das Kleine deutend.

Doch er hört nichts mehr; geschäftig rennt er in die Küche, reißt der darob ganz verblühten Köchin den halbfertigen Braten aus der Nöhre, schneidet ein tüchtiges Stück davon ab, packt's mit verschiedenen anderen Delikatessen, Semmeln, Wurst, Käse, einer Flasche Wein, in des Altesten Rucksack und geht, gefolgt von dem Hausherrn und den drei Kindern, im Sturmschritt ohne Abschied hinaus in die Ferne, im Glanz der Sonne auf der glühend heißen, staubigen Landstraße.

Es ist früh acht Uhr, und nach des Bauern Auspruch mühten sie schon um zehn Uhr in Waldbach sein; von dort geht's, wie derselbe versichert, nur noch 20 Minuten a bisl scharf hinauf, um eine wundervolle Aussicht zu genießen und sich zu stärken. Auch kann man dort gut zu Mittag essen, allein Herr N. will bekamtermachen sparen, d'rum hat er sich einen Braten und Diverses eingepackt, das wird wohl für den Ausflug genügen.

Frau N. hat, nachdem sie die Tränen getrocknet (wer würde auch nicht weinen, wenn man a so ang'schrien worden ist), sich und das Tischstuch gefast, das letztere und sich gewaschen, und sich nebst Tischstuch in das Gras gelegt — sich in den Schatten, und da liegt sie nun und ruht aus. Eigentlich ist sie ja sehr froh, daß ihr Mann mit den drei Großen

fort ist, nun kann sie auch einmal ein bisl ausruhen und sich der schönen Natur freuen. Bis jetzt war's ein immerwährendes Gewürschel, denn da es requete, konnte niemand aus dem Haus, keines wußte sich zu beschäftigen, und da wurde man mit Essenherrichten und Kochen garnicht fertig. Die Köchin hatte faktisch mehr zu tun, wie in der Stadt, und unter erschwerenden Umständen, denn es mußte ja alles mindestens eine halbe Stunde weit geholt werden. —

Doch läßt uns wieder zu Herrn Niederhuber zurückkehren; eine Stunde war lustig und flott marschiert worden, da meinte Elsa, sie hätte eigentlich Lust, eine Semmel zu essen. Eine Semmel, ja warum denn nicht, und a bisl Wurst dazu, dös können wir auch vertragen, wir jan auch keine Stiefkinder; da is grad a netz's Platzl, kommt's Kinder, frühstücken wir was.“ Es wird ausgepackt, alles läßt sich's gut schmecken, der Wein wird auch getrunken, „denn,“ meint Herr Niederhuber, „in einer Stund krieg'n wir schon wieder was! Beim Einpacken kommt ihm der Rucksack, aus dem er Verschiedenes entnommen, fast zu leicht vor, doch meint er, daß das natürlich ist, da mindestens acht Semmeln vertilgt und auch der Wein ziemlich getrunken worden.

Die zweite Stunde ist verstrichen, doch in Waldbach sind sie noch nicht angelangt. „Wie lang haben wir denn noch?“ fragt er seinen Hausherrn, der, behaglich seine Pfeife rauchend, nebener spaziert. „Glei san mer da, nur no a paar Minuten. Sie gehen halt net so flott, als wia unserins.“

Die paar Minuten werden eine halbe Stunde, da kommen sie in Waldbach an. Es ist nichts zu sagen, die Gegend ist schön, aber eigentlich nicht viel schöner als zu Hause.

„Jetzt bleiben wir da und trinken a Maß,“ sagte Herr Niederhuber, der sichtlich schwitzend und schnaufend zuletzt angehenkt kommt.

„Aber,“ meinte der Bauer, „war's net gescheider, mir gingeten rasch die zwanzg's Minuten nauf, ehe die ärgst' Sitz kommt, broben kriegen mer alleneil was.“

„Der Mann hat recht,“ sagte Herr Niederhuber, „also hopp, flott marschieret,“ und ohne einen Trunk zu sich zu nehmen, geht's auf, wie der Bauer sagt, „aber a bisl scharf.“

„Nein,“ stöhnt Herr Niederhuber, indem große Schweißtropfen über seine biden Wangen perlen, „menn's jetzt noch lang dauert, nachher dauert's nimmer lang und i bin hin!“

„Was heuist denn?“ schnaubt er sein Töchterl an.

„I bin so müd!“

„Dös macht nit, dös is g'sund, zehn Minuten ham mer schon, glei wer'n mer's ham.“

Dem ist aber nicht so, denn da sie alle keine Bergschuhe anhaben, kommen sie immer einen Schritt vor, zwei zurück, und es ist Mittagszeit, ehe sie bei der schönen Aussicht anlangen, und in welchem Zustand! Herr N., vollständig dematscht, wie man sagt, in einer Toilette, die nur noch aus den aller-nötigsten Kleidungsstücken besteht; Hut, Kragen, Rock, Weste, alles ist abgelegt und in den Rucksack des Altesten gesteckt worden. Darob bei demselben große Reibellion, die damit endete, daß derselbe eine tüchtige Watschen einfedeln mußte. Doch siegte nach diesem Wutausbruch das Vaterherz, er nahm den Rucksack, gab ihn den Bauern zu tragen, und so kam die Gesellschaft in nicht gerade heiterer Laune bei der schönen Aussicht an.

„Zerst was zum Trinken, i fall um vor Durst, a Bier, a Bier mög'n mer!“

„Ja, dös gibts nit, nur an Wein, mit san ja in Tirol!“

„Also an Wein, aber glei' zwei Liter — so, und nun packt's den Braten aus, Elsa, Du bist die Hausfrau, pack' aus.“

Elsa packt aus, zuerst die diversen Kleidungsstücke, dann den Käse, bei dessen Anblick der wieder zu Atem gekommene Herr N. ein Schmunzeln nicht unterdrücken kann, mit der Bemerkung: „Dös gibts Desfert.“ Dann kommen noch a paar Semmel, ein Rest Wurst und — nit mehr.

„Ja, wo ist denn der Braten, um Gotteswillen, der Braten?“

„Umsonst wird gesucht, der Sack umgedreht, nichts ist zu sehen.“

„Was suchen's denn?“ fragt der Bauer.

„Den Braten!“ schreit wütend Herr Niederhuber.

„Haben den Sie vielleicht g'sehen?“

„Na, i nit, aber — beim Frühstück hab' ich g'sehn, daß der Zampel was in Wald einig'schleppt hat, i hab' mer denkt Sie ham em was geben!“

„Der Zampel! Dös Hundsvieh!“

„Ah! ah! ah!! Tableau!“

Doch was nützt's? Herr Niederhuber, der nicht weiß, ist er mehr wütend oder mehr hungrig, denkt an keine Ersparnis mehr. Er bestellt, was nur zu haben ist, gibt seinen Kindern und dem Bauern, was er nicht mehr essen kann, läßt nochmals viel Wein kommen, legt sich nach Tisch ins Gras und schläft „a paar Stunden.“ Dann sieht er die Aussicht an, dann die Dekonomie, und da gefallen ihm besonders die Enten. Sie sind zwar nicht groß, aber die brauchen nimmer viel, versichert die Bestgerin, und so kauft er ein Duzend Enten, sechs Stück zu 1,50 Mark, sechs Stück zu 2 Mark.

„Die bringen wir der Mama mit, daß auch a Freud hat,“ meint er, und es drückt ihn, daß er ohne Abschied fortgegangen. Nachdem nochmals Kaffee getrunken, läßt er einspannen, denn er ist kaput und muß sich schonen; die Enten nimmt er gleich mit, wie sie auf dem Wagen sitzen; es wird noch a Spigl Wein getrunken, und feuzfidel fahrens heim.

Frau Niederhuber, die von 3 Uhr an wartend gefessen, war in einer schrecklichen Aufregung, als um 5 Uhr noch niemand zurückkam. Allerhand schreckliche Ahnungen stiegen in ihr auf, gewiß war ein Unglück geschehen. Der Bauer, ihr Mann und ihre drei Kinder waren eine feile Anhöhe erstiegen und alle zusammen abgestürzt. Sie hatte eine große Phantasie und beweinte schon in Gedanken die teuren Toten. Als es sechs Uhr war und noch niemand sich zeigte, setzte sie ihren Hut auf, nahm den Sonnenschirm und ging ein Stück den Weg entlang, den die Teuren hertommen mußten.

Untermwegs begegnete ihr eine Bäuerin mit zwei schweren, fetten Enten.

„Gänge's, kaake's mer dös ob.“

Frau Niederhuber frug trotz ihres Schmerzes nach dem Preis.

„Zwei Mark, aber die san's wert.“

Im Herzen der Frau Niederhuber regte es sich. „Sollten sie nicht verunglückt sein, so brate ich ihnen morgen als Dankopfer die Enten.“

Gut, der Handel wird abgeschlossen, die Frau bringt die Viecher ins Haus und Frau Niederhuber wandt weiter.

Da plötzlich hört sie lautes Singen und Zohlen, ein Wagen biegt im Galopp um die Ecke, und men erblicken ihre Augen? All ihre Nerven und eine Entenfeige!

„Hurra, Alte, da sind wir,“ schreit Herr N. so laut er kann und wackelt etwas sehr eilig auf sie zu, gibt ihr einen tüchtigen Schmas, „und schau, was wir Dir mitbracht ham! Enten, und was für schöne!“

„Und ich hab' grad' zwei gekauft!“

„Was! — Ja wozu denn, hab' ja ich a Duzend mitbracht!“

„Ich wollt' Dich überraschen!“

„Ich Dich auch!“

Zuerst Lacher, dann Gelächter; Frau Niederhuber steigt mit auf den Wagen; Herr Niederhuber fragt harmlos nach dem Preis der Enten, die seine Frau gekauft, doch sagt er nicht, was seine gefostet, als er die Prachttiere zu Haus sieht.

Er sagt überhaupt nichts — denn was ich meinem Leser verrate, erfährt Frau Niederhuber erst nach und nach. Die Enten sind dürr, brauchen mindestens noch drei bis vier Wochen Futter, außerdem muß er die Federn dem Dekonom zurückschicken; im Ganzen ist er ziemlich hineingefallen.

„Die Partie war a bisl teuer; aber — schön wars doch, gelt Kinder? Und dem Zampel hat der Braten g'schmeckt, aber wie; der darf mer nimmer mit, dös Hundsvieh!“

(Schluß folgt.)

